

# Archiv des Unrechts

Die Zentrale Erfassungsstelle Salzgitter war der DDR ein Dorn im Auge und für einige Westpolitiker ein Hindernis der Entspannungspolitik. Bis 1989 schrieb sie an der Chronik der ostdeutschen Diktaturgeschichte. Was ist geblieben?

VON INGOLF KERN

**A**m ehemaligen Grenzübergang Marienborn trennen Stecknadeln die Bundesrepublik von der DDR. Auf einer alten Landkarte bohren sich 119 Nadeln in den Verlauf der einstigen Todesgrenze. Tragen sie schwarze Köpfe, sind Flüchtlinge erschossen worden, haben sie weiße Hauben, erledigten das die Selbstschussanlagen. Von Minenopfern und den vielen Ertrunkenen gar nicht zu reden. 119 Todesfälle, die der Zentralen Erfassungsstelle in Salzgitter bekannt geworden sind. 119 Gründe, warum diese Behörde zu einer der wichtigsten und unbestechlichsten Beobachtungsstationen der ostdeutschen Diktatur wurde. Als „Relikt des Kalten Krieges“ von der DDR bekämpft, als Hindernis der Entspannungspolitik von westlichen Politikern infrage gestellt, war diese Behörde der Landesjustizverwaltungen eine Rechercheagentur für alles, was faul war im Staate Ulbrichts und Honeckers. Wer heute nach Salzgitter fragt, stößt auf die Karte und das blecherne Behördenschild in der Gedenkstätte Marienborn, auf den Aktenbestand im Koblenzer Bundesarchiv und auch auf Ressentiments. Dabei spricht die Ermittlungsbilanz eine klare Sprache: 42 000 Gewaltakte, 190 vollendete Tötungen, 700 bis 800 versuchte Tötungen, 2700 Misshandlungen

im Strafvollzug, über 34 000 Verurteilungen aus politischen Gründen, 270 Tote an der Berliner Mauer und der innerdeutschen Grenze.

Das kleine Örtchen Duderstadt-Brochthausen hat auf der Salzgitter-Karte drei Stecknadeln. Drei schwarze, eine weiße. Tief im Eichsfeld hat sich die Natur fast sämtliche Schneisen der Teilung zurückerobert. Dort, wo es vom Niedersächsischen etwas hügelig hinaufgeht ins Thüringische, hier steht heute eine dieser praktischen Rasthütten für Wanderer. Davor eine Tafel, die besagt, wie gefährlich der heitere Pfad einst war.

So auch am 14. Dezember 1971. Der Tischlermeister Rudolf Ballhausen sitzt beim Abendbrot, als seine Großmutter hereinplatzt: „Rudi, da ist eben eine Mine hochgegangen. Da schreit ein Kind, du musst helfen.“ Er schnappt sich den Gymnasiasten Dieter Brämer und rennt los in Richtung innerdeutsche Grenze. 500 Meter vielleicht. Hinter dem Metallgitterzaun bietet sich ihnen ein Bild des Schreckens. Im Grenzstreifen ist die Flucht einer jungen Familie gescheitert. Der Mutter hat eine Mine den Unterschenkel abgerissen, der Vater liegt, von der Detonation getroffen, auf der anderen Seite des Zaunes, das 13 Monate alte Kleinkind ist durch die

Wucht der Explosion fortgeschleudert worden und bewegt sich nicht mehr. Die Grenzposten der DDR haben bei ihrem Streifengang von all dem nichts mitbekommen. Mit einem Spaten versuchen sich die Helfer aus dem Westen unter dem Zaun hindurchzugraben, was misslingt. Sie drücken ein Loch in den Zaun. Als das Metall endlich nachgibt, kriecht Dieter Brämer durch den engen Spalt: „Mir ist das Herz in die Hose gerutscht. Überall lagen Minen. Zwanzig Zentimeter waren es noch bis zu dem Kind, aber ich dachte: Noch einen Schritt und du stirbst. Schließlich half mir ein Zöllner, kam ebenfalls durchs Loch gekrochen und reichte mir das Kind weiter.“ Der Zöllner tastet sich dann weiter zur schwer verletzten Frau, zieht sie hinüber auf die Westseite, dann durch das Loch – geschafft. Er löst seine Krawatte, um ihr das Bein abzubinden. Anderthalb Stunden höchste Gefahr, dann ist die junge Familie in Sicherheit. Als die Grenzer von der Patrouille zurückkehren, ist alles erledigt. Einer der Soldaten wirft das abgetrennte Bein in Richtung Westen. Keiner hat diesen widerlichen Akt vergessen, keiner diese mutige Rettungsaktion. Die Mutter wird später an den Spätfolgen ihrer Verletzung sterben, das Kleinkind von damals aber ist heute eine junge Frau